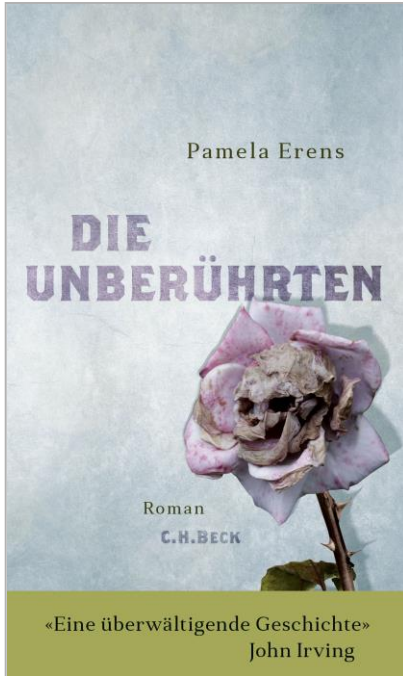


Unverkäufliche Leseprobe



Pamela Erens
Die Unberührten

297 Seiten. Gebunden
ISBN: 978-3-406-67543-0

Weitere Informationen finden Sie hier:
<http://www.chbeck.de/14295333>

Wir sitzen auf den Bänken und sehen den Bussen beim Ankommen zu. Cort, Voss und ich.

Wir sind in der zwölften und letzten Klasse, endlich, und es ist das Vorrecht von Seniors wie uns, sich auf diesen Plätzen vor den Häusern zu postieren, um die neuen Figuren und Gesichter zu begutachten. Jungen mit großen Brillen und Ponysträhnen bis über die Augen, Mädchen mit Farrah-Fawcett-Frisuren. Die Mädchen vom letzten Jahr sind bereits geprüft und abgehakt, zu hässlich oder zu strebsam oder zu sonderbar, oder bereits in festen Händen, oder bildhübsch und damit unerreichbar.

Die Chancen stehen schlecht, das ist uns klar; auf ein Mädchen kommen hier zwei Jungen. Und die Neuzugänge nehmen eher selten diese Busse, die vom Flughafen oder vom Südbahnhof in Boston hierherpendeln. Ihre besorgten Eltern klammern sich an die letzten Stunden der Kontrolle und kutschieren sie persönlich hierher, tragen ihre Sachen in die properen Backsteingebäude, verbreiten Hektik und mäkeln an den tristen, spartanischen Zimmern herum. Ist mal ein süßes Mädchen darunter, kommt man nicht an sie heran, dafür sorgen die Mutter, der Vater, der finster blickende kleine Bruder, der keine Lust dazu hatte, Hunderte Meilen weit mitzufahren. Die neuen Jungen sind uns natürlich egal. Die lernen wir später kennen. Oder auch nicht.

Sie knickt um, als sie die Bustreppe heruntersteigt, nur ein kleines, zittriges Wackeln, lacht und fängt sich wieder. Ihre Sandaletten laufen vorne spitz zu und sind hochhackig. Mit dünnen Bleistiftabsätzen als einziger Verbindung zu den mit Gummi überzogenen Stufen. Sie trägt ein Kleid aus violetter Seide, seitlich hoch geschlitzt, und einen weißen Blazer. Hier an diesem Ort, wo alle Pullis mit Rundhalsausschnitt und Ledermokassins von Dockside tragen, wirkt ihr Outfit so fehl am Platz wie eine rote Clowns-nase und Schwimmflossen. Ihre Augen sind stark geschminkt, geschwärzt irgendwie, schläfrig, tief. Sie wartet auf dem Gehweg, während der Fahrer den Gepäckraum seitlich am Bus aufklappt. Sie deutet hinein, und er zerzt zwei riesige knallgelbe Textilkoffer heraus. Seine Muskeln wölben sich vor Anstrengung, als er sie auf das Pflaster wuchtet.

Ich springe auf. Cort und Voss sind noch damit beschäftigt, sich einen Reim auf dieses Mädchen zu machen, aber ich habe nicht vor zu warten. Voss macht ein leise knallendes Geräusch mit den Lippen, um mich zu verspotten und seiner respektvollen Verwunderung Ausdruck zu verleihen. Schließlich habe ich offiziell ja schon eine Freundin.

«Brauchst du Hilfe?», frage ich sie.

Sie lächelt verhalten, theatralisch. Ihre Zähne sind sehr gerade, sehr weiß. Das Werk eines Kieferorthopäden, oder vielleicht vom Fluor im Trinkwasser. Ich überlege, wo sie wohl herkommt. Aus einer Großstadt, einem wohlhabenden Vorort? Da geht mir plötzlich ein Licht auf, sie ist eine von denen. Das sehe ich an ihren dunklen Augen, an ihrer gebogenen Nase, an ihrem dichten, dunklen, lockigen Haar.

«Ich bin im Hiram», sagt sie.

Lassen Sie mich ihre Reise nachzeichnen.

In ihrem großen Zimmer klingelt frühmorgens, als es noch dunkel ist, der Wecker, und sie schiebt die Vorhänge an

ihrem Himmelbett auf. Die kleine Prinzessin. Ihr Bruder in dem Zimmer gegenüber im Flur schläft noch. Er ist vier Jahre jünger als sie, also zwölf. Sie macht sich Frühstück: einen Bagel mit Frischkäse, Orangensaft und eine Schale Cheerios; morgens hat sie immer einen Mordshunger. Sie frühstückt allein. Ihre Mutter sitzt oben im Bademantel im Bett und blättert einen Stapel Zeitschriften durch. Ihr Vater rasiert sich. Er hat morgens keinen Appetit. Er fährt sie zum Flughafen, aber während der langen Fahrt durch die flachen grauen Straßen Chicagos fällt zwischen ihnen kein Wort. Sie wäre froh, wenn er sagte, sie werde ihm fehlen, wenn er zumindest so täte, als fiele ihm diese Trennung nicht leicht. Sie wollte selbst fortgehen, aber jetzt im Auto rebelliert ihr Magen, ihr wird übel. So übel, dass sie das Gefühl hat, sofort eine Toilette aufsuchen zu müssen, wenn sie den Flughafen erreicht haben. Sie bereut es, so viel gegessen zu haben. Gäbe ihr Vater irgendwie zu erkennen, dass sie ihm fehlen wird, dass er sich um sie sorgt, würde das ihre Angst ein wenig lindern. Sie hat ihren Gang einstudiert, ihre Redeweise, alles, was sie braucht, um sich zu präsentieren. Ihr graut davor, an einen neuen Ort zu wechseln, nur um dort am Ende wieder unsichtbar zu sein.

Ein hoher Absatz versinkt im Matsch. Die letzten Tage haben New Hampshire spätsommerliche Regenfälle beschert, und trotz der trockenen Luft jetzt ist der Rasen zwischen den Parkzonen und den Wohnhäusern noch feucht und durchweicht. Dieses Mädchen ist es gewohnt, auf Großstadtpflaster zu laufen, auf Asphalt. Sie lacht und zieht ihren Absatz aus der Erde. Sie ist wild entschlossen, so zu tun, als entspräche alles, was ihr widerfährt, ihrem eigenen Willen oder als bekäme sie jedes kleine Missgeschick souverän in den Griff. Sie macht einen Bogen um die nassen Grasbüschel, sinkt jedoch gleich darauf wieder ein. «O Mann», sagt sie. Ihr Kleid ist

lang, es reicht ihr fast bis an die Knöchel. Ich stelle die Koffer ab und reiche ihr die Hand; sie nimmt sie, und ich ziehe. Mit einem Schmatzen löst sich der Schuh aus der Erde. Als ich es später im Geist noch einmal Revue passieren lasse, kommt mir dieses Geräusch obszön vor. Ihre Koffer sind schwer, so schwer – das weiß ich inzwischen –, wie es nur das Gepäck einer Frau sein kann. Es ist noch ein kurzes Stück bis zu ihrem Haus. Sie kommt in die elfte Klasse, erzählt sie mir – was an anderen High Schools Junior genannt wird –, und wir stellen uns vor. Aviva Rossner. «Bruce Bennett-Jones», wiederholt sie meinen Namen, nachdenklich, wie um zu entscheiden, ob es ein guter Name ist.

Sie geht vor mir her statt hinter mir, vielleicht möchte sie, dass ich sehe, wie sich ihr kleiner Hintern unter dem weißen Blazer bewegt. Der Wind weht ihr Kleid unten am Saum hoch, klebt es ihr gegen das lange nackte Bein. Die Schulflagge über uns flattert und haftet ganz ähnlich am Flaggenmast an. Der Geruch von reifen Äpfeln erfüllt die Luft. Endlich sind wir auf dem gepflasterten Gehweg. Mit klickenden Absätzen geht sie zu der schweren Tür und öffnet sie mir. Starke Arme an einem so schmalen Mädchen. Im Gemeinschaftsraum spielt jemand Klavier, einen Ragtime. Aviva steigt die Treppe hinauf in der Erwartung, dass ich ihre Koffer nach oben trage. Jungen ist es streng verboten, die Wohnetagen zu betreten. Ich folge ihr nach oben.

In dem Flur brennt nur schwaches Licht. Die Wände sind cremefarben und schmuddelig, die Fußböden ockergelb. Sie geht die Zimmernummern durch, bis sie die 21 gefunden hat. Ich stelle die Koffer neben die Kommode, die gleiche schlichte Holzkommode, die auch in meinem Zimmer und in den Zimmern aller anderen Schüler auf dem Campus steht. In ihren Koffern befinden sich – wie wir alle in den folgenden Tagen sehen werden – Angorapullis mit V-Aus-

schnitt, schmal geschnittene Röcke, Socken mit kleinen Troddeln hinten an der Ferse, sehr kurz abgeschnittene Hosen, Cowboystiefel, Unmengen Goldschmuck, viele Beutel voller Schminksachen.

Über der Kommode hängt ein Spiegel. Ich erhasche einen Blick auf mich: schweißglänzende Stirn, feuchte Locken. Avivas Mitbewohnerin ist noch nicht da. Der Kleiderschrank steht offen, er hängt voller leerer Kleiderbügel.

«Vielen, vielen Dank», sagt sie.

Ich versetze der Zimmertür einen Stoß. Sie schlägt mit einem dumpfen Pochen gegen den Rahmen, schließt sich nicht. Aviva hat genug Zeit, etwas zu unternehmen – sie könnte in den Flur hinauslaufen, mich auffordern zu gehen. Sie sieht mich mit einem nachsichtigen Lächeln an. Ich werde die Handlung in meiner Schilderung jetzt verlangsamen; ich möchte es alles noch einmal ganz deutlich vor mir sehen, wie ein Theaterstück mit genauen Regieanweisungen – mein tägliches Brot. Also, ich drücke noch einmal gegen die Tür, und jetzt schließt sie sich, mit dem lautesten und endgültigsten Geräusch, das ich je gehört habe. Aviva tritt zurück, um sich dagegenzulehnen und mich näher kommen zu lassen. Sie ist klein und zierlich, und als ich direkt vor ihr stehe, habe ich ausnahmsweise das Gefühl, körperlich eine gewisse Größe zu haben. Der weiche Kragen ihrer Jacke kribbelt an den Härchen meines Unterarms. Ihr Nacken ist feucht, und ihr Mund, als ich ihn küsse, schmeckt nach Zigaretten und Schokolade. Ich male mir aus, wie sie in der engen Flugzeugtoilette hastig und verstohlen eine Zigarette raucht. Ihr Haar mieft ein wenig. Das Parfüm, das sie am Morgen aufgesprüht hat, ist inzwischen mit Schweiß und Reisegeruch vermischt und riecht nach Birne.

«Reiß den Mund nicht so weit auf», sagt sie.

Meine Füße schwitzen in meinen Turnschuhen. In mei-

nem Schritt juckt es. Meine Kopfhaut juckt. Sie lässt ihre Hand sinken, und ich sehe, dass sie perlrosafarbenen Nagellack trägt.

Sie lässt ihren Kopf nach hinten gegen die Tür sinken und lacht. Ihre dichten Locken wimmeln umher. Ich könnte sie in den ungeschützten Hals beißen. Ich will nicht erwischt und nach Hause geschickt werden. Ich sehe die Hand meines Vaters, die ausholt, um mich zu schlagen, und weiß, dass ich im Begriff bin, von einem hohen Sims zu springen. Panik erfasst mich, ich greife nach dem Türknauf und erschrecke damit Aviva. Ich öffne behutsam die Tür, lausche nach draußen in den Flur, ins Treppenhaus. «Alles in Ordnung», sagt sie. Woher will sie das wissen? Doch wie es sich trifft, hat sie recht. Es herrscht die seltsamste Leere und Stille, als wären diese Augenblicke und dieser Ort eigens für uns bereitgestellt worden, inmitten der Geschäftigkeit des Einzugstages in der Academy. Aviva versetzt der Tür mit dem Hinterteil einen Stoß, um sie wieder zu schließen, aber ich zwänge mich an ihr vorbei durch die Öffnung aus dem Zimmer, fliehe die Treppe hinunter und aus dem Hiram hinaus ins Freie.

Cort und Voss sitzen nicht mehr auf der Bank vor dem Weld. Ein einsames Fahrrad ist an die Armlehne der Bank gekettet.

Später sehe ich Voss im Gemeinschaftsraum, wo er in einen New-Gods-Comic vertieft ist. «Wie war die Braut?», fragt er. Ich zucke mit den Achseln. «Riesenzinken», sage ich. «Zu stark geschminkt. Nicht mein Typ.»

Es ist Ende September, Anfang Oktober. Sagen wir Oktober. Jene erste Woche, wenn der Indian Summer seinen Gipfelpunkt erreicht. Ich sehe, wie Aviva Rossner und Seung Jung sich in jener Zeit kennenlernen, inmitten der flammenden Gelb- und leuchtenden Rottöne. Seung war ein Junge, den ich aus meiner Heimatstadt in New Jersey kannte; wir waren zusammen auf der Middle School gewesen. Tatsächlich weiß ich gar nicht, wann sich die beiden genau kennengelernt haben, oder wie. Eines Tages war sie einfach dort, Aviva, auf der Couch in unserem Gemeinschaftsraum, auf seinen Beinen sitzend. Er lag auf der Couch, den Kopf auf die Armlehne gelegt. Sie saß rittlings auf ihm, ein Bein von der Couch hinabbaumelnd, das andere unter sich geklemmt. Ihre Beine waren nackt; sie war gerade aus der Sporthalle gekommen. Sie trug kurze graue Sporthosen und ein Kapuzensweatshirt mit der Aufschrift «Auburn Academy». Seine Augen waren geschlossen, er lächelte.

Sie lernen sich in Musiktheorie kennen. Sagen wir das. Aviva ist immer bestrebt, ihren Horizont zu erweitern, Dinge auszuprobieren, für die sie keine Begabung hat: Musiktheorie, freiwillige Hilfe im Altenheim, Drogen. Als Kind war sie ängstlich und hat nie etwas ausprobiert, und jetzt will sie sich beweisen, dass sie nicht feige ist. Sie sitzt in dem großen Musikraum, in dem die Notenständer an die Wand

geschoben sind, und hört dem alten Barnet Fretts mit seinen Koteletten und seinem Down-East-Akzent zu. Singe ein B, sagt er. Sie kann sich kein B vorstellen. Wie soll man es aus all den Tonhöhen heraushören. Sie sieht den Buchstaben B vor sich, als wäre er mit einer Schreibmaschine auf ein Papier getippt. Wenn sie sich einfach nur auf dieses Bild konzentriert, redet sie sich ein, wird der Ton, den sie singt, schon der richtige sein; ihr Verstand wird einen Weg finden, es so einzurichten. Sie singt ihren Ton. Der alte Fretts runzelt die Stirn.

Seung sitzt auf dem Stuhl neben ihr. Seitlich an den Armlehnen sind ausgekehlte Arbeitsplatten befestigt. Er legt ihr die Hand auf den Arm. Er ist olivfarben, muskulös, trägt ein weißes Lacoste-Polohemd mit dem obligatorischen Blazer und einer Krawatte. Er ist ein Senior. «Du hast eine schöne Stimme», sagt er. Es stimmt. Sie trifft zwar nicht den richtigen Ton, aber ihre Stimme hat einen lieblichen Klang. Seungs Kompositionskladde ist voll winziger schwarzer Noten, geformt wie Tränen, die er mit seiner kleinen, akkuraten Handschrift sorgsam zu Papier gebracht hat. Als er ihr seinen Namen sagt, sagt sie, er sei perfekt für diesen Raum, für diese Stunde: *Seung*, ausgesprochen wie *Song*.

Nach dem Unterricht spazieren sie zusammen auf sein Wohnhaus zu. Es liegt auf dem Weg zu ihrem. Er weiß, wer sie ist; er hat sie beobachtet, als sie in seiner Nähe war, an ihm vorbeiging in Richtung der Bibliothek, die Treppe zur Aula hinauf. Alle wissen, wer sie ist – sie ist die mit dem langen, gekräuselten Haar und der blassen Haut, mit dem dunklen Augen-Make-up und den Pullovern mit V-Ausschnitt, die einen dazu verleiten, einen Blick auf ihre Brüste erhaschen zu wollen. Sie trägt hochhackige Stiefel und goldene Kreolen in den Ohrläppchen. An manchen Tagen trägt sie auch die Sachen, die alle anderen tragen, Rollkragenpul-

lis und gemusterte Shetlandpullover, aber davon lässt sich niemand täuschen; sie sieht trotzdem nicht aus wie alle anderen.

Als sie an der Kunstgalerie mit der blanken Fensterfront vorbeikommen, versucht sie, nicht zur Seite zu schauen. Nur mit Mühe kann sie dem Drang widerstehen, sich rasch zu vergewissern, dass sie lebendig genug aussieht, nicht im Begriff ist zu verblassen, sich aufzulösen. Jedes Mal, wenn sie irgendwo ihr Spiegelbild überprüft, erwartet sie gewissermaßen, dort nichts zu erblicken.

«Was für Kurse hast du noch belegt?», fragt Seung.

Hat er bei dem Wort belegt tatsächlich gestottert, oder hat sie sich das bloß eingebildet? Seung hat kurze, kräftige, ein wenig krumme Beine, einen langen, breiten Rumpf und breite Schultern. Sein glattes, in der Mitte gescheiteltes schwarzes Haar bedeckt die Ohren, es reicht bis unters Kinn. Sein Gesicht ist ein Quadrat. Er vermittelt den Eindruck ungeheurer körperlicher Stärke, und Aviva findet bald heraus, dass er in der Schulmannschaft Schmetterling schwimmt. Sie muss aufblicken, um mit ihm zu sprechen, dabei ist er nicht besonders groß, höchstens groß für einen Asiaten. Sie muss immer zu anderen aufblicken. Das kompensiert sie, indem sie stets Abstand zu anderen hält, etwas mehr als normal. Sähen Sie ein Foto von ihr, dächten Sie vermutlich, sie sehe zerbrechlich aus, knochige Arme, schmale Schultern, in natura aber wird dieser Eindruck durch etwas Zähes und Irreduzibles überlagert.

Seung ist Tutor in seinem Wohnhaus, eine Stellung, die, erklärt er Aviva, im *Auburn Rule Book* definiert wird als «Vertrauensperson zwischen Schülerschaft und Lehrkörper, Fragen des Wohlergehens und der Disziplin von Schülern betreffend». «Ich gebe mir Mühe», sagt er mit einem Augenzwinkern. Er spielt Keyboard in einer Schulband, liebt Jazz

und guten alten, ehrlichen, schnörkellosen Rock. Die Southern-Rock-Bands sind die besten: Little Feat, Lynyrd Skynyrd, die Allman Brothers. Weil man bei ihrer Musik einfach Lust bekommt, aufzuspringen und zu tanzen.

«Bist du aus den Südstaaten?», fragt sie. Er wirkt eigentlich nicht so.

«Aus New Jersey. Joisey. Du bist aus dem Mittleren Westen. Oder aus Buffalo.»

«Das hat dir jemand verraten!», Dass die Leute über sie reden, verwundert sie nicht weiter.

«Nein. Aber du klingst wie diese Leute, mit denen man redet, wenn man telefonisch etwas aus einem Katalog bestellt. Die sitzen alle in Wisconsin oder Chicago.»

«Was weißt du über Bestellungen aus Katalogen?»

«Ich habe meiner Mutter zum Geburtstag einen Pullover von Lands' End bestellt. Koreanische Mütter lieben Lands' End.»

Sie erzählt ihm, beinahe stolz, dass sie völlig unbegabt sei. Sie spielt ein wenig Klavier, miserabel. Sie kann einen Tennisball treffen. Sie kann weder zeichnen noch malen. Sie liest gern, vor allem Romane und Bücher über Psychologie. Sie zeigt auf die Bibliothek, die von diesem berühmten Architekten erbaut worden ist, mit ihren Stützpfeilern aus Backstein, den warmen Holzelementen und den vielen von Licht durchfluteten Fenstern. «Ich liebe dieses Gebäude», erklärt sie.

«Ich habe dich schon dort gesehen», sagt er zu ihr.

«Kann gut sein», stimmt sie ihm zu. Sie sitzt oft dort im ersten Stock in einem der großen, würfelförmigen Sessel, von denen aus sich die große Rasenfläche mit ihren wechselnden Farbtönen überblicken lässt. Sie bleibt lange dort. Sie hält sich nicht gerne in ihrem Zimmer auf; sie und ihre Mitbewohnerin verstehen sich nicht besonders. Ihre Mitbewohnerin mag keine T-Shirts oder Pullis verleihen und hat eine

Aversion gegen Rauchen. Allabendlich verstaut sie ordentlich die Sachen im Schrank, die sie tagsüber getragen hat, zusammengefaltet und auf Bügel gehängt. Sie geht abends früh schlafen und steht morgens früh auf.

Aviva rückt ihre Bücher etwas zur Seite, damit Seung auf jeden Fall ihren Busen sehen kann, ihre Taille. Schon jetzt hat sie intuitiv erfasst, dass er zu Selbstzweifeln neigt, zu einer Art Schicksalsergebenheit, dass es da etwas in seinem Wesen gibt, was es ihm schwer macht zu denken: ich. Wenn sie sich nun trennen, wird sie ihn verlieren.

«Gehst du mit irgendwem zum Tanzabend, diesen Samstag?», fragt sie.

Er stößt ein kurzes, gepresstes Lachen aus. Die Antwort lautet nein. Er geht nur selten zu den Tanzabenden. Er zieht eher mit Detweiler und Sterne, seinen engsten Freunden, los, hinaus in den Wald, ab und zu kommen auch noch andere aus dem Weld mit. Sie kiffen oder werfen LSD ein und hören sich gute Musik an: Jean-Luc Ponty, Traffic, das Köln Concert, bei dem Keith Jarrett rhythmisch gegen das Klavier tritt und stöhnt.

«Warum fragst du nicht mich?», sagt sie.

Ich bin davon überzeugt, dass sie den ersten Schritt getan hat, nicht umgekehrt. Sie hatte bereits mit einigen Jungen etwas angefangen; sie gehe ziemlich in die Vollen, hieß es. Nach ein, zwei Wochen dann hatte sie den Typen meist satt, oder er kam vielleicht zu dem Schluss, dass es nicht nur vorteilhaft war, mit der Neuen liiert zu sein, die auf dem Campus für so viel Gerede sorgte. Wie dem auch sei, meine Version passt jedenfalls zu dem, was ich von Seung weiß. Schon früher in der Middle School, als wir ihn gegen die Spinde schubsten und ihn Schlitzauge und Reisfresser nannten, gab es Mädchen, die ihn mochten, und sie mochten ihn noch mehr, als er sich breite Schultern und harte Muskeln antrainierte und sich zu einem der besseren Sportler der Schule mauserte. Doch er nutzte nie die Gelegenheiten, die sich ihm boten. Genauso war es auch in Auburn. Er hatte seine Freunde, kluge Kiffer und Typen, die gerne abhingen, aber mit einem Mädchen sah man ihn nur selten. Als glaubte er nicht daran, dass diese weibliche Aufmerksamkeit sonderlich tiefgründig sei. Er hat darauf gewartet, dass jemand nicht lockerließ – dass jemand über ihn bestimmte.

Seung erfinde ich selbstverständlich auch. Das ist das Mindeste, was ich für ihn tun kann.

Halb fünf, das Gras wird dunkler, der Himmel hängt tief. Seung, Detweiler und Sterne gehen an der Sporthalle und den Sportplätzen vorbei, die sich langsam leeren, ihr Ziel ist die Aschenbahn. Äußerlich könnten die drei Freunde unterschiedlicher kaum sein. Detweiler ist lang und dünn mit strähnigem blondem Haar, das ihm bis über die Schultern reicht, er trägt eine Nickelbrille. Seine Gedanken sind immer ganz woanders, liebevoll; er lächelt vor sich hin, ohne es zu merken. Niemand unterbricht gern seine Träumereien, die jedem ihrer Treffen eine irgendwie sanfte Note geben. Sterne ist auf andere Art dünn: muskulös, sehnig. Er ist Tennisspieler, kleiner als Detweiler. Sein Haar ist dunkel, er wirkt hohlwangig. Seine Familie hat Geld wie Heu und eine Skihütte in Vermont. Neben diesen beiden sieht Seung aus wie ein Gewichtheber, wie ein Ringer, ein gedrungener Baum. Sie vergessen, dass er Asiate ist, dass sein Gesicht anders aussieht als ihres. Er vergisst das nie.

Die Aschenbahn verläuft um den Fußballplatz herum. Die Jungen hocken sich neben eines der Tore. Detweiler holt einen dünnen weißen Joint aus der Tasche, drückt seine Lippen an das Ende, um ihn zu versiegeln. Wenn sie mehr Zeit hätten, würden sie sich an den Sumpf zurückziehen, wo es abgeschiedener ist, besser für einen friedlichen Joint, aber sie haben vor dem Abendessen noch Unterricht. Seung steckt den

Joint mit seinem Feuerzeug an, und schweigend lassen sie ihn kreisen. Seung betrachtet die Laufbahnen, die Art, wie sie sich ineinanderschmiegen, acht insgesamt. Er wünschte, er könnte weiter über die Aschenbahn spurten wie früher, mit berstendem Brustkorb, den Schweißgeruch und säuerlichen Atem seines schärfsten Konkurrenten in der Nase, der spürbar zurückfiel, während seine Beine weiterpumpten, unermüdlich, trotz der stechenden Schmerzen. An der Jordan Middle School lief er die 400 Meter, die schwerste Distanz. Sie lässt sich nicht im Spurt bewältigen, man musste sich aber trotzdem alles abverlangen. Seine Füße knallten wuchtig auf die zusammengebackene Erde, er spürte die Vibrationen bis hinauf in seinen Hals, seine Ohren. In der achten Klasse hat er sich am Rücken verletzt und sich aufs Schwimmen verlegt. Eine Aschenbahn ist eine Wiederholung, Kreise, derselbe Boden, immer und immer wieder. Das hat etwas Tröstliches. Schwimmen bietet Seung denselben Trost: zwei Wände, dazwischen ein Kanal.

Sterne betrachtet den Joint und blinzelt anerkennend. «Kalifornischer Skunk – so heißt dieser Shit?»

«Wieso Skunk?», fragt Detweiler. Er hat einen Ständer. Beim Kiffen bekommt er immer einen Ständer. Das ist bloß Detweiler. Es fällt keinem ein, das groß zu kommentieren oder auch nicht. Seine Hand verirrt sich hin und wieder, um beiläufig an der Beule in seiner Hose herumzutätscheln.

«Skunk, weil diese Indica-Sorte eben stinkt wie ein verdammter Skunk», sagt Seung. Es ist seine Art, technische Informationen zu liefern. «Sie wird mit einer kalifornischen Sorte mit Orangenaroma verschnitten, damit man nicht kotzen muss. THC-Gehalt sieben bis zehn Prozent. Bei dem hier sind es zehn Prozent, schätze ich.»

«Danke, Herr Chemieprofessor», sagt Sterne.

Sie trinken Coke aus Dosen, die sie in der Stadt gekauft

haben und die sich noch kalt anfühlen. Sterne bietet ein Tütchen Mandeln an; sie maulen herum, wollen wissen, warum er nicht die Röstmandeln mit Salz besorgt hat.

«Stillhalten», sagt Seung zu Sterne. «Ich werde dich zeichnen.»

«Moment, ich mach's mir erst bequem», sagt Sterne. Er zieht seine Jacke aus, knüllt sie sich unter dem Kopf zusammen und streckt sich lang im Gras aus.

«Mach die Augen nicht zu.» Seung zeichnet mit einem Stift mit dünner Spitze kurze, winzige Striche wie in Kreuzschraffur. Seine Porträts haben nie große Ähnlichkeit mit den Leuten, die sie darstellen sollen, und dennoch fangen sie etwas Wahres ein. Seine Freunde bewahren diese Zeichnungen an sicheren Orten auf, unter ihren Socken, in einem Lieblingsbuch. Jeder Porträtierte findet, dass Seung etwas von seiner komplexen Persönlichkeit erfasst hat, von der Art, wie er aus Millionen kleiner Impulse und Gesten zusammengesetzt ist.

Die Sonne sinkt tiefer. Sternes Gesicht ist in tiefen Schatten gehüllt. Seung fängt an, Aviva dort liegen zu sehen, den Kopf auf die Jacke gebettet, umrahmt von ihrem dunklen Haar, das sich ringsherum ins Gras schlängelt. Er würde gerne mal mit ihr in den Wald hinausgehen. Sie dort auf einem Bett aus Kiefernadeln niedersetzen, sich neben sie hocken und ihr Haar streicheln, ihre Brüste berühren, ihre Hüften umfassen. Er hat bisher nur dieses eine Mal mit ihr gesprochen, vor dem Weld. Am Samstag führt er sie zum Tanzen aus. Oder führt sie ihn aus? Seine Hände fangen an zu zittern. Er nimmt den süßen, aschigen Geschmack des Pots wahr, hinten in seiner Kehle. Gestern Nacht hat er geträumt, er und Aviva wären in dem Schwimmbecken der Academy mit den eingeteilten Bahnen; er hat die Abtrennseile fortgerissen, damit sie mehr Platz hatten. Das Wasser unter ihnen

war so stabil wie ein Fußboden, als er in sie hineinsank. Als es vorbei war, hatte er seine Jungfräulichkeit verloren.

Er legt die Zeichnung beiseite und holt etwas aus seiner Jackentasche. Zwei Tage zuvor ist ihm der lose Pfosten des Treppengeländers zwischen dem ersten und zweiten Stock im Weld aufgefallen. In einem unbeobachteten Moment hat er daran gerüttelt, bis er sich gelöst hat. Wozu er das getan hat, was er mit dem Pfosten wollte, hätte er nicht zu sagen vermocht. Er hat ihn in seinem Zimmer versteckt und, später, durchgebrochen, die schartigen Kanten mit einem Messer geglättet. Den Rest des Pfostens hat er in den Fluss geworfen, hinter dem Bootshaus. Er fängt an, an dem aufbewahrten Stück herumzuschneiden. Auf einmal weiß er, was er daraus machen will, eine perfekte, runde Kugel für Aviva. Die Kugel wird keinerlei Ecken und Kanten haben, keinen Anfang und kein Ende, an jeder Stelle denselben Durchmesser. Kein Oval, nichts Schiefes, Krummes. Das Holz – Eiche, seiner Vermutung nach – ist hart und fein gemasert. Es wird sehr schön aussehen, wenn es glatt poliert ist.

«Zwanzig nach fünf», sagt Detweiler. Er trägt keine Uhr, aber er weiß immer, wie spät es ist.

Sie erheben sich stöhnend. Sterne hat um zwanzig vor sechs Deutsch; Detweiler Physik. Sterne schafft es kaum, die Augen offen zu halten. Seung ist in seiner Eigenschaft als Tutor zu einer Unterredung mit einem Zehntklässler verabredet, der wiederholt den Unterricht geschwänzt hat. Ich sehe die drei, als sie zurückkehren, während ich unterwegs zur Dramag bin, unserer Theatergruppe, noch zittrig von meiner Begegnung mit Aviva.